



*Katrin Bongard*

# RADIO GAGA



Katrin Bongard

# Radio Gaga

Roman



*Für Uwe, der sagte:  
Schreib das Buch, schreib das Buch,  
schreib das Buch!*

Digitale Ausgabe © 2012 Red Bug Books, Potsdam  
Covergestaltung: Red Bug Books  
Foto:iStockphoto  
ISBN: 978-3-943799-09-5 (mobi)  
ISBN: 978-3-943799-19-4 (epub)  
[www.redbug-books.com](http://www.redbug-books.com)

Printausgabe © 2005 Beltz & Gelberg  
in der Verlagsgruppe Beltz - Weinheim Basel

## **Ein Ort**

Eine Stadt der Breite, der Höhe, der Weite. Osten und Westen, Süden und Norden.

In der turbulenten, der neuen Mitte und in den sich geschäftig an sie anlehnenden Innenbezirken schlägt das Herz dieser Stadt, die sich nun bis weit ins Umland ausdehnt. Außenbezirke, die jene Mitte jeden Morgen mit Leben versorgen und in die sich die Stadt zur Erholung zurückzieht, pulsierend, ein großer lebendiger Organismus. Hier, an den Rändern der Stadt, stirbt die Vergangenheit langsam. Ein übrig gebliebener Wachturm auf einer verwilderten Rasenfläche, wer erinnert sich noch?

Der Funkturm ein Wahrzeichen in Ost und West. Eine Stadt ohne Wolkenkratzer, streckt ihren Kopf in die Höhe. Überall, immer, rund um die Uhr: Radio. Die Arroganz einer Metropole, die immer Bescheid weiß, immer auf Sendung, über unzählige Kanäle. Hörst du das?

Eine Hand voll Helden, in einem gekaperten Turm, on  
air, in einem sich endlos dehrenden Raum. Freiheit, was  
für ein Wort! Brachland, Steppe der Großstadt, Wolken  
über Berlin und manchmal ein Flugzeug am Horizont.  
Im Chaos der Schaltpulte, Lautsprecher und Mikrophone  
an Drähten hängend. Ein Raumschiff in der  
Schwereelosigkeit der Zeit mit einer Crew zwischen  
Technik und Trotz zum Traum. Atlantik, wo bist du? ...  
and all you hear is Radio Gaga ...

# 1

Die Erde ist eine Scheibe. Alles eben, bis zum Rand. Kein Zweifel mit Ende und Anfang. Im Westen der Hades, der Rand, der Abgrund, der Tod. Geboren, gelitten, gestorben. Alles vorbestimmt, ein Leben in gleichförmiger Bürgerlichkeit: gelernt, bestanden, gearbeitet bis zur Rente. Jedenfalls konnte ich mir an diesem Tag nichts anderes darunter vorstellen. Der blaue Planet, um sich selbst rotierend, um die Sonne kreisend, im unendlichen Weltall - nein, tut mir Leid. Denn das hieße, all die Möglichkeiten zu spüren. Die Relativität von Zeit und Raum, die fünfte oder sechste Dimension, die Rückkehr der Yedi-Ritter, die schwarzen Löcher, das Licht der sterbenden Sterne, die Weite der virtuellen Welt. Doch ich saß hier. Allein das Sitzen hätte mich umbringen können. Vor mir meine Welt, eine Scheibe, oder genauer gesagt: eine Pizza. Teigberge, Salamimeere und der Käse der weltweiten Kommunikation. Übersichtlich, trostlos. Ich hatte mir mehr von meinem sechzehnten Geburtstag versprochen. Was ich mir

gewünscht hatte, hatte ich im Wesentlichen bekommen: einen Flachbildschirm, Bücher, CDs, einen neuen Lenker für mein Fahrrad. Materiellen Kram eben. Auf dies alles hätte ich gut verzichten können, wenn wir stattdessen nicht aus München weggezogen wären.

Die Vielzahl der unterschiedlichen Entwicklungsmöglichkeiten eines Systems wird als Freiheitsgrad bezeichnet. Ein bewegter Körper hat mindestens so viele Freiheitsgrade, wie ihm Raumrichtungen zur Verfügung stehen.

Eine Schnecke auf einem Grashalm: Freiheitsgrad eins.

Eine Schnecke auf einer Tischplatte: Freiheitsgrad zwei.

Eine Schnecke mit Flügeln im Raum: Freiheitsgrad drei.

Ich war eine Schnecke auf einem Stuhl. Freiheitsgrad null.

Wenn man sich sein Leben in sechzehn Jahren an einem bestimmten Ort aufgebaut hat, dann sollte einen niemand gegen seinen Willen an einen anderen Ort schleppen. Vieles sprach dagegen, hier zu sein. Ich sah aus dem Fenster unseres großen neuen Wohnzimmers in den großen neuen Garten und wunderte mich, über das erste zarte Grün der Sträucher. Irgendwie hatte ich das nicht erwartet, hier im Norden. Eine ehemalige

Mauerstadt war grau. Grau in grau, wie meine Stimmung. Ich dachte kurz an Paul, der jetzt am Eisbach saß und Mädchen aufriss. Dabei fiel mir Klara ein. Ich glaube, in diesem Augenblick, vor mir die pappige Pizza und draußen diese ersten Frühlingsblättchen, wurde mir unwiderruflich klar, dass mein bisheriges Leben vorbei war. Vorbei, echt vorbei. Und ich hasste dieses Frühjahr, diesen Umzug, die ganze neue, beschissene Situation. Seltsamerweise sollte es eine der besten Zeiten meines Lebens werden. Bevor ich das begriff, verlor ich so ziemlich jede Illusion über ein heiles und geordnetes Leben, über Freundschaft, Familie, Freiheit, eigentlich alles. Wenn ich sage, dass es Liebe war, die mich am Leben hielt, klingt das kitschig. Aber in diesem verrückten Jahr war es das Einzige, was blieb.

Ich war froh über mein eigenes Zimmer. Auch in München hatte ich ein eigenes Zimmer gehabt, allerdings direkt neben dem meines Bruders. Ich hörte so ziemlich alles, was er dort veranstaltete. Ich hatte den Eindruck, dass sein Zigarettenrauch sich nur in meinem Zimmer so richtig wohl fühlte und ich überlegte mir ernsthaft, auch mit dem Rauchen anzufangen, nur um den Gestank



besser ertragen zu können. Doch ich tat es nicht. Wahrscheinlich hat mich mein Bruder für alle Zeiten gegen jede Art von Drogen geimpft, denn er schob sich damals praktisch alles rein, was er auftreiben konnte. Ich machte mir so meine Gedanken. Dass er kiffte, war klar und ich denke, Hanf fiel für ihn nicht unter Drogen. Koks war teuer, aber in München einfach immer angesagt. Heroin - nein, ich konnte mir Giove einfach nicht mit einer Spritze im Arm vorstellen. Außerdem war er nicht der Typ, der Spuren hinterließ. Aber Pillen, Ecstasy, Amphetamine, alles was sauber zu schlucken war, das war genau sein Ding. Aber Giove war ein Typ, der immer von sich behauptete, die Dinge im Griff zu haben. Lange beruhigte mich das. Und dass meine Eltern von all dem nichts mitbekamen, rundete die ganze Sache irgendwie ab.

Hier sollte er sein Abschlussjahr machen, notfalls auf einer Privatschule. Mein Vater glaubte immer noch daran, dass mein Bruder irgendwann einmal in seine Kanzlei einsteigen könnte. Mein Bruder! Dass ich dafür nicht in Frage kam, war genauso beschlossene Sache wie seine Zukunft als Anwalt. Anwalt wäre auch so ungefähr das Letzte gewesen, was ich mir als Beruf vorstellen

konnte. Ich mochte keinen Streit und hatte mich in der Familie zu einer Art Friedensrichter entwickelt. Meine Mutter sah mich als Psychologen. Wenn ich an einen Psychologen dachte, dann sah ich erstens einen total blassen, dünnhäutigen, nervösen, neurotischen Menschen, der zweitens schlecht trainiert war und (heimlich) rauchte und drittens keine Chance mehr hatte, ein normales oder auch ein außergewöhnliches Leben zu führen, da er immerfort damit beschäftigt war, sein eigenes oder das Leben anderer Leute zu analysieren. Nein. Mein Traum war, richtig zu leben.

«Was meinst du mit richtig?«, fragte mein Vater, als ich ihm mit acht Jahren meine Theorie unterbreitete.

«Ich denke daran, nicht zu arbeiten.«

Er lachte und wurde dabei ganz leise, denn dieses war eines der Männerthemen, über die er nur mit gesenkter Stimme sprach.

«Und wie willst du dein Geld verdienen, Rocco?«

Darüber hatte ich weniger nachgedacht. «Ich kann doch von deinem Erbe leben«, schlug ich vor und sein Lächeln gefror.

Er nahm mich sehr erwachsen an den Schultern, sah mir tief in die Augen und sagte: «Und wann, denkst du, werde ich sterben?»

Ich war irritiert, kein großer Rechenkünstler. Ich fand meinen Vater schon ziemlich alt. Er sollte natürlich nicht jetzt sterben, aber wenn ich erwachsen wäre, musste er einfach schon steinalt sein. Anders konnte ich es mir nicht vorstellen.

Die Sonne fiel ins Zimmer, ich beobachtete einige Staubfäden, die im Sonnenlicht tanzten. Vielleicht vergaß er die Sache, dachte ich und ruckelte ein wenig mit den Schultern, um ihm zu zeigen, dass ich gehen wollte. Aber er zwang mich, ihm weiter in die Augen zu sehen.

»Bis ich sterbe«, sagte er ruhig, »ist es noch ein Weilchen hin. Ich fürchte, du musst dir selber einen Beruf suchen!«

Er war echt sauer.

Wenn ich an meine Zukunft dachte, dann stellte ich mir einen Tag vor, an dem mir kein Mensch sagen konnte, was ich zu tun hätte. In diesem göttlichen Nirwana würde ich dann anfangen, meine eigenen Wünsche zu ergründen. Dies würde mindestens zehn Jahre dauern

und dann würde ich aufstehen und leben. So wie der starke Wanja, der jahrelang auf dem Ofen lag und sich nur von Sonnenblumenkernen ernährte. Irgendwann ging er los und eroberte die Welt, wurde Zar und alles, was er vorher nicht getan hatte, war vergessen. Allerdings schaffte der es, dort oben auf dem Ofen zu liegen, obwohl seine ganze Familie täglich um ihn herumlungerte. Bewundernswert.

»Hallo!« Mein Bruder kam in mein Zimmer und hielt mir ein kleines Paket entgegen. In dem Durcheinander war mir gar nicht aufgefallen, dass ich von ihm noch nichts zum Geburtstag bekommen hatte. Das Päckchen hatte die Größe einer Zigarettenschachtel und nichts anderes vermutete ich darin. Ich nahm es zögernd an. Im Laufe der Jahre hatte ich mir fast alles von meinem großen Bruder abgesehen, außer Drogen, und seien es auch nur Zigaretten. Ich wollte darüber jetzt keine Diskussion anfangen.

Giove setzte sich auf mein Bett und beobachtete mich. Ich öffnete das Päckchen langsam. Keine Zigaretten. Ein kleines schwarzes Gerät kam zum Vorschein. Kein supermodernes Hightech-Ding, sondern ein einfaches

Radio. Ich war so verblüfft, dass ich Giove nur sprachlos ansah.

»Ein Radio!«, sagte er freundlich.

»Das sehe ich«, sagte ich.

»Du hast doch kein Radio?!«

»Stimmt.«

Sein Lächeln nervte mich ein wenig. Wir verstanden uns in der Regel ohne Worte, doch jetzt fühlte ich mich verarscht. Was in aller Welt sollte ich mit einem Radio? Wer hörte überhaupt noch - außer vielleicht im Auto - Radio? »Danke.«

Giove legte seine Hand kurz auf meine Schulter und stand auf. »Bis später!« Und ging.

Ich stellte das kleine schwarze Ding auf einen der Umzugskartons. Es fiel kaum auf im Chaos meines Zimmers und bald hatte ich es vergessen.

Die Schule war eine Katastrophe. Ich sah es gleich, als mein Vater sie uns zeigte. Es war ein großer roter Backsteinbau und er sah dermaßen knastmäßig aus, dass ich mich fragte, ob sie dort vielleicht noch Rohrstöcke hätten. Natürlich hatten meine Eltern dieses humanistische Gymnasium für meinen Bruder

ausgesucht, dem sie etwas mehr Zucht und Ordnung wünschten, obwohl sie im Grunde doch so liberal waren. Hier konnte er Latein lernen und am besten noch Griechisch, denn sie wussten nicht, dass seine besseren Noten allesamt einem genialen Geschäftsmann auf der Jungentoilette seines alten Gymnasiums zu verdanken waren. Also hatten sie diesen Schulkasten gleich auch für mich in Betracht gezogen. Meine Leidenschaft für Naturwissenschaften hatte bisher offenbar noch niemand bemerkt. Zugegeben, ich sprach nie darüber, und in Latein hatte ich bisher ganz passable Noten gehabt. Mein Widerspruch war dann auch eher verhalten. Irgendwann hatte ich es aufgegeben, mich bei Entscheidungen dieser Art nach vorne zu werfen und Einspruch zu brüllen, denn das ließ meinen Vater zu voller Anwaltsform auflaufen, und dabei stampfte er mich garantiert verbal in den Boden.

Der erste Schultag übertraf meine schlimmsten Erwartungen. Ich lernte: Man darf aus Bayern kommen, man darf teure Designerklamotten tragen, man darf sich im Cabrio der Mutter vor der Schule absetzen lassen und man kann sich vermutlich auch mit dem Sitzenbleiber

der Klasse anlegen, aber wenn dies alles am ersten Schultag passiert, dann hat man ganz schnell ein großes Problem. Was ich Selbstbewusstsein nannte, nannten sie hier Arroganz. In der Pause schleppten sie mich auf das Jungenklo, nicht nur der Supermarkt, sondern auch die Folterkammer aller Schulen. Dann hielten sie mich fest. Es war ein skurriler Moment, da sie es in der Behindertentoilette taten, was irgendwie passend war, wenn ich an ihren Intelligenzquotienten dachte. Neben uns gab es Spülgeräusche und Füße scharrten. Dann wurde es still. Der Sitzenbleiber zog meinen Kopf an den Haaren nach hinten. Ich hielt die Luft an und versteifte meinen Nacken. Mein starrer Widerstand erstaunte ihn. Kurzerhand schlug er mir mit der flachen Hand unters Kinn, so dass mein Kopf nach hinten flog. An der Decke des Klos klebten Fliegen, was mir sonst bestimmt nicht aufgefallen wäre. Versuche das Beste aus der Situation zu machen, dachte ich, Widerstand verlängert es nur.

Ich begann mich auf das Kommende einzustimmen, ohne genau zu wissen, was sie vorhatten. Sie hantierten mit klingendem Werkzeug herum und einen panischen Moment dachte ich, sie würden mich kastrieren, bis ich den Geruch von Bier wahrnahm. Besser als Urin,

konstatierte mein Gehirn sachlich, wenn auch völlig unrichtig. Es war ein billiges, grauenhaft schmeckendes Bier. Der Große goss, die anderen hielten mich fest. Dann Schnaps. Dann Bier. Sie wollten unbedingt verhindern, dass ich kotzte, deshalb gönnten sie mir kleine Pausen, bevor sie mir die nächste Pulle einfüllten. Zwei hielten meinen Kopf, einer hatte meine Hände auf den Rücken verdreht und der Chef ließ laufen. Als nichts mehr rein ging, zogen sie mich auf den Hof, damit ich keine Zeit hatte mir den Finger in den Hals zu stecken. Ich hatte nichts gegen ein bisschen Alkohol, aber ich machte mir ernsthaft Sorgen, was eine halbe Flasche Schnaps mit meiner Leber machen würde.

Die nächste Unterrichtsstunde war Mathe. Mir war unbedingt klar, dass ich schwänzen musste, aber meine freundlichen Gefährten führten mich scheinheilig an meinen Platz und bewachten mich so lange, bis Herr Struck in die Klasse kam.

»Morgen, Kinder!«

Es gab ein unangenehmes Geräusch von Knochen auf Holz. Ich hörte einen spitzen Schrei und dachte an Vögel und an den Eisbach, dann wurde es schwarz vor meinen Augen und warm und feucht.



Fünf Stiche. Ich hatte mich kurz nach dem Aufprall übergeben, was sich bei den Mädchen der Klasse wahrscheinlich bis an ihr Lebensende eingebrannt hatte. Dann wurde ich abgeholt. Die Kotzerei hatte mir eine Alkoholvergiftung erspart. Die Ärztin sah mich mitleidig und fragend an und ich war spontan bereit, mich dafür in sie zu verlieben. Das lag vermutlich am Restalkohol. Sie bestand darauf, meine Eltern zu verständigen. Vermutlich erwartete sie eine abgewrackte Alkoholikerin, während sie den Eingangsbereich der Notaufnahme abschannte. Meine Mutter hatte sich dagegen Zeit für ihren Auftritt genommen, zumal man ihr erzählt hatte, dass ich nicht in Lebensgefahr schwebte. Ein enges Kostüm, die Sonnenbrille ins Haar geschoben. Wenn meine Mutter irgendetwas drauf hat, dann sind es Auftritte. Sie ist groß und schlank und sieht aus wie eine Schauspielerin, wenn sie irgendwo ankommt und souverän die Umgebung mustert. Ich vergesse dann fast, dass sie meine Mutter ist und kann verstehen, warum mein Vater sich in sie verliebt hat.

»Hey, Kleiner!«

Sie strich mir mitleidig über den Kopf und besah sich kritisch die genähte Wunde am Kinn. Ihre Stirn legte

sich in Falten und ich ahnte, was jetzt kam. Mit ihrem ganzen Münchner Selbstbewusstsein fegte sie jede Erklärungen der Ärztin beiseite und beschuldigte sie der Pfuscheri. Meine genuschelten Einwände (örtliche Betäubung), dass sie doch erst einmal abwarten könne, bis die Fäden gezogen seien, überhörte sie ungehalten und drohte - das alte Lied - mit rechtlichen Konsequenzen, falls irgendwelche Narben, Wülste etc. bei mir zurückbleiben würden. Die Ärztin nahm es gelassen und verbuchte es vermutlich unter Schock. Ich war froh, als wir gingen, ernüchtert und müde.

Meine Mutter hatte, um ihrem Auftritt genügend Nachdruck zu verleihen, das Cabrio genommen. Aber hier war nicht München und daher fing es prompt an zu regnen. Immer noch außer sich riss sie an dem Verdeck herum, gab es schließlich auf und raste im Nieselregen los.

»Die Ärztin hat gesagt, du warst betrunken.« Meine Mutter sah nach vorne in den stockenden Verkehr und tat möglichst unbeteiligt, aber ich merkte ihre Verärgerung.

„Tja ...«, begann ich zögernd, „die in der Schule haben mich abgefüllt.« Sie riss den Kopf kurz zu mir herum und sah mich mit funkelnden Augen an. Sie dachte, ich

erzähle ihr irgendeine Geschichte und sie hasste es, vom mir angelogen zu werden.

Meine Mutter ließ meinem Bruder und mir vollkommene Freiheit. Sie fand es kleinlich und spießig uns mit Erziehungsregeln zu gängeln. Das war immer schon so gewesen und es hatte Vorteile, um die mich viele meiner Freunde beneideten. Wenn es irgendwie ging und wenn mein Vater es zuließ, dann erlaubte sie uns alles. Sie war sich vollkommen darüber im Klaren, dass wir auf diese Weise selber entscheiden mussten, was gut für uns war. Sie hatte nicht vor, unser schlechtes Gewissen zu spielen. Im Großen Ganzen hatte unser Verhalten ihr bisher immer Recht gegeben. Es lief gut. Wir hatten gelernt, unsere Probleme, soweit es ging, selber zu lösen.

»Echt, ist die Wahrheit!« Beim Sprechen spürte ich mein Kinn wie einen nassen Schwamm.

»Ich dachte, du interessierst dich nicht für Drogen ...«, fing sie wieder an.

»Eine Mutprobe.« Es war ein schlapper Versuch, ihr irgendeine passende Erklärung zu geben und

überraschenderweise funktionierte es. Sie lächelte erleichtert.

»Ihr Jungs seid doch alle ... verrückt!«

Meine Mutter war die jüngste von drei Schwestern. Ihren Vater, einen Diplomaten, der wesentlich älter als ihre Mutter war, hatte sie nie richtig kennen gelernt. Wenn sie von etwas nichts verstand, dann waren es Männer. Wir alle, mein Vater, Giove und ich, waren für sie Terra incognita, vollkommen unerforschtes Land. Männer liebte man, man heiratete sie, man brachte sie als kleine Jungen zur Welt, aber sie waren unergründlich, seltsam, fremd. Es hatte für sie den Vorteil, dass sie in vielen schwierigen Erziehungsfragen gerne zu meinem Vater sagte: »*Du* bist doch ein Mann! *Du* musst wissen, was in ihnen vorgeht.« Aber Männer wissen nichts über sich. Sie sind froh, wenn sie mit sich selber klarkommen.

Ich war eine Woche krankgeschrieben und ich genoss es. Ich saß in meinem Zimmer, starrte auf die unausgepackten Umzugskisten und versuchte es schon mal mit starkem Wanja. Allerdings kam meine Mutter alle paar Stunden herein und erkundigte sich, ob mir etwas fehlen

würde und ob ich auch essen könnte. Kauen war in der Tat unangenehm. Also ernährte ich mich von Vanilleeis, nahm eine Einliterdose zwischen meine Knie und schabte sie genüsslich aus. Dabei dachte ich an die netten Jungs in meiner Klasse und wie ich es ihnen heimzahlen konnte. Ich probierte mehrere Racheszenarien durch und stellte mir vor, wie mich alle Mädchen dafür beklatschen würden, dass ich den drei Oberärtschen die Nasen blutig schlug. Dann ging ich zu subtileren Phantasien über, wie ihnen Speedpillen zwischen die Scheiben ihrer Pausenbrote zu schieben. Bei all dem wurde mir klar, dass es auf jeden Fall hart werden würde, in die Klasse zurückzukehren, wenn ich mich nicht rächen könnte.

Ich bin ein großer Spiele-Fan, aber bisher hatte ich noch keine Lust gehabt, meinen Computer aufzustellen oder die Konsole anzuschließen. Mir fehlte also jede äußere Ablenkung und meine Gedanken verrannten sich immer mehr in die deprimierenden Aussichten meines Lebens in dieser Stadt. Mein bester Freund Paul hatte mir geschrieben, am gleichen Tag wie Klara übrigens, worüber ich mir zu diesem Zeitpunkt noch keine Gedanken machte. Sie schrieben von dem tollen Wetter in München und wie sehr sie mich vermissen würden. So

beginnt eine Depression, war mein düsterer Gedanke, als mir das kleine Sonyradio auf der Umzugskiste ins Auge fiel. Ich schaltete es an. Es schnarrte: »... heute sonnig und bis zu fünfzehn Grad werden ...«

Ach! dachte ich düster. Meine Aggressionen wandten sich ungerechterweise gegen die plärrende Stimme einer Moderatorin, die nun begann von Sonne, Superwetter und Superlaune zu erzählen. Ich riss das Radio an mich, stellte es aus und wieder zurück auf die Umzugskiste. Es war ein kleines und schon älteres Modell. Ich hatte die Antenne herausgezogen und das Ding saß mir nun gegenüber wie ein Marsmännchen. »Halt die Klappe!«, zischte ich und stellte es dann doch wieder an, als wollte ich mich nun erst recht mit ihm streiten. Ich drehte am Senderknopf und vermisste den breiten bayrischen Tonfall. Er war nirgendwo zu finden, was mir hätte klar sein müssen. Ich drehte weiter.

»Sobydu ihr sloggys. Schloscherenslot. Slasverasch ...« (ein heiseres Lachen) »... das war nicht Russisch und auch nicht Serbokroatisch ... und statt der Maus ... musika!«

Es ertönte ein seltsames blechernes Geräusch und dann der ohrenbetäubende Lärm irgendeiner Kellerband. Ich

war überrascht von diesem akustischen Ausbruch per Radio und dieser Stimme, die klang, als hätte sie nie ein Stimmtraining gehabt und als sei ihr das auch ziemlich egal. Sie war dermaßen roh und dreckig, dass ich richtiggehend erschrak. Paralyisiert wartete ich auf das Ende des Songs, der sich gerade auf ein schepperndes Finale zu bewegte.

»Hey, Folks«, krächzte die Stimme wieder. »How're you do'n? Diese wunderbare Band, die mir ihr wunderbares Tape gestern geschickt hat, spielt ... Moment ...« (er kramte offenbar in einem Papierstapel) »... nächste Woche ... oder, nein, morgen ...« (im Hintergrund nun Gekicher von einer weiblichen Stimme) »... im Tresor ... nein ... im Dimitrovkeller. Hm.« Er schien selber zu stutzen. »Oder nein, im Dimirov ... hm. Leute, kliert nicht so. Ich kann das hier echt nicht lesen. Schau mal, Anna.«

Er reichte offenbar etwas weiter und ich hielt blödsinnigerweise den Atem an, obwohl es mir vollkommen gleichgültig war, wo diese Band morgen oder sonst wann spielen würde.

Eine sehr sanfte Stimme erklang: »Also ich glaube, das heißt Demihoff. Hm, macht keinen Sinn, oder? Also ruft

uns an«, sagte sie pragmatisch und schloss damit das Thema ab.

»Ey, wir sind sowieso am Ende«, ertönte wieder die raue männliche Stimme. »Heute Nachmittag kommt Mika und dann gibt es, Moment ...«, er wühlte wieder in Papier, »Musik und Musik«, und lachte rau. »Tschau, bis morgen!« Und weg war die Stimme.

Ich erwartete Werbung oder irgendeine übergeordnete Moderatorenstimme, sozusagen den Leiter dieses ganzen Kindergartens oder den Oberchef der Sendung, aber da war nichts. Hatte ich den Sender verloren? Ich drehte das Senderrädchen filigran ein ganz kleines bisschen nach vorn und nach hinten, aber es war nichts mehr zu hören. Ohne es zu merken, war ich aus meiner Apathie erwacht. Diese Stimme! So rau und - ich suchte nach einem passenderen Wort und kam nur auf »stark«. Und ich dachte: Wer lässt solche Leute Radiosprecher werden?

Am Nachmittag, hatte er gesagt. Ich saß vor dem Radio. Ich hatte mir die Frequenz des Senders eingepägt und wartete brav ab. Wanja auf seinem Bett, Beine angezogen, den Bauch voll Vanilleeis. Meine Mutter rief



zum Essen. Ich schoss aus meinem Zimmer und nuschelte etwas von »satt sein«.

Sie sah mich erstaunt an. »Dein Kinn sieht schon viel besser aus!«

Ich nickte, obwohl ich mich erst am Morgen im Spiegel über die Farbschattierungen zwischen grün, blau und gelb erschrocken hatte. Und - zack - wieder im Zimmer. Wieder drehte ich ein wenig am Rädchen, nun schon ungeduldig und nervös. Es war bereits kurz vor drei. Nichts. Vielleicht war ich ja schon durchgeknallt. Hatte Stimmen gehört. Mir alles eingebildet. Doch dann ging es los.

»Hey, Mika auf Radio Gaga.« Es folgte ein Jingle, der klang, als würde eine erste Klasse auf dem Xylophon spielen. »Danke für das nette Tape nach Reinickendorf.« Sie lachte.

Wieder war ich erstaunt, wie außerordentlich frisch auch Mikas Stimme klang. Sie war noch jung, vielleicht fünfzehn, schätzte ich. Sie hatte ein glucksendes Lachen, das ansteckend war, und ich ertappte mich beim Grinsen, obwohl das immer noch reichlich schmerzhaft war.

»Ich habe euch polnische Rockmusik mitgebracht und was aus Spandau, das mir jemand gestern gemailt hat.

Ein total verrücktes Ding. Zuckerwürfel in Blechdose oder so ähnlich.« Sie lachte wieder so nett. »Gestern gab es noch eine heiße Diskussion per Mail, nachdem ich Nirvana gespielt hatte. Und ich bleibe dabei, dass man bei jedem Stück schon die Kugel im Kopf hört. Und das ist doch völlig in Ordnung so. Wieso ist euch das zu esoterisch? Das ist Physik.« Ich lehnte mich vor, um diese Mika besser zu verstehen. »Zeit ist relativ und diese ganzen Songs sind nur ein einziger auseinander gezogener Schuss! Peng. Die Frage, was vorher war, der Schuss oder die Musik, keine Ahnung. Ich spiel einfach noch einen Song.«

Und dann kam Nirvana.